

Textblatt 3

Christoph Thoma: Am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit

1 Klosterschulen – Stadtschulen – Universitäten

Die christliche Glaubensreflexion des 11. Jh.s war in dem Sinne *scholastisch*¹, dass sie ihren Ort entweder an den auf die Zeit Karl des Großen (742-814) zurückgehenden Klosterschulen oder an den Bischofsschulen hatte. Ab dem 12. Jh. sollten dann nicht mehr die Kloster-, sondern nur mehr die Bischofs- bzw. Stadtschulen Orte der – kurz danach zur Theologie transformierten – Glaubensreflexion sein. Diese hatte das Verhältnis von Glauben und Vernunft zu bestimmen, weil sie beanspruchte, als Glaubensreflexion zugleich Philosophie zu sein und darin sowohl dem Glauben als auch dem Wissen ihren je angemessenen Platz zuzuweisen. Zu Beginn des 12. Jh.s sah sich diese christliche Glaubensreflexion jedoch zu einer neuen Selbstverständigung über ihre Grundlagen und Ziele herausgefordert, und zwar aufgrund eines historischen Neueintrags, der auf der Ebene der europäischen Kultur- und Geistesgeschichte zu einer einschneidenden, zu einer revolutionären Änderung der Bildungspraxis führen sollte, nämlich zur Gründung der ersten europäischen Universitäten. Denn es setzte nun allmählich die Rezeption jener Aristotelischen Schriften ein, die der Logik und der Wissenschaftstheorie zum Gegenstand hatten und bis dahin dem Westen unbekannt waren. Aristoteles hatte in ihnen das Ideal einer forschenden Erkenntnispraxis formuliert, der es an der (i) Begründung (ii) neuer Sachverhalte gelegen ist. Und er hatte in ihnen zugleich das erforderliche Instrumentarium vorgelegt, diesem Ideal gerecht zu werden: Er hatte sowohl eine (i) Methodik forschender Bildungs- und Wissenschaftspraxis als auch eine (ii) Argumentationslogik (Syllogistik) entwickelt, kraft derer aufgrund formaler Satzeigenschaften aus wahren Sätzen/Urteilen neue wahre Sätze/Urteile gefolgert und deren Wahrheitswerte geprüft werden konnten.

Im Zuge der Rezeption dieser seinerzeit erstmals zugänglich gewordenen Aristotelischen Schriften an besagten Bischofs- und Stadtschulen des frühen 12. Jh.s traten aus deren eigenen Reihen – zunächst vereinzelt, dann aber immer zahlreicher und selbstbewusster agierend – jene Denker hervor, die sich von jenen Aristotelischen Anweisungen zur Methodik und Logik und damit von dem neuen wissenschaftsmethodischen Ideal begeistern ließen. Es waren dies die Denker, die von nun an als Dialektiker bezeichnet wurden. Sie sollten zu den Protagonisten eines theologischen Rationalismus' werden, geleitet von der Maxime (i) *methodischer* Sicherung (ii) glaubensreflektierenden und glaubensrechtfertigenden Tuns und daher eben nicht mehr nur als Akteure bloßer Glaubensreflexion, sondern als tatsächliche Theologen agierend. Diesen Denkern wurde nun ihre bisherige Bildungsinstitution, ihnen wurden die Bischofs- und Stadtschulen zu eng und ihnen wurde vor allem der Bildungsauftrag zu gering, dem sie nachzukommen hatten. Stattdessen wollten sie der aristotelischen Logik und Methodik folgen. Sie wollten tatsächlich forschen, wissenschaftlich arbeiten. Dieses Vorhaben bedurfte dann schließlich auch, und zwar spätestens ab dem 13. Jh., einer neuen Organisationsstruktur. Denn die Dialektiker

Aristotelische Logik und Wissenschaftstheorie („Organon“)

Durch die Rezeption des Organons wird die christliche Glaubensreflexion (an den Kloster- und Bischofsschulen) zur Theologie (an den Universitäten).

a) Forschung: **Neues** wird ausgesagt.
b) Logica nova: Aufgrund rein **formaler** Eigenschaften werden neue wahre Sätze formuliert

Dialektiker: Theologische Rationalisten an Bischofs- und Stadtschulen.

Universitäten: Tatsächliche Forschungspraxis:
1) Anfang 13. Jh.: Paris, Bologna, Oxford, Cambridge, Montpellier
2) 1248: Studium generale (Kölner Dominikanerschule)
3) 1347: Prag (erste zentraleuropäische Universität)

mussten fordern, die Logik (nun als aristotelische Dialektik agierend)ⁱⁱ auch gegenüber den Gehalten der religiösen Tradition in Geltung zu setzen. Die Dialektiker praktizieren vernünftige Einsicht und logische Folgerichtigkeit als Geltungsmaßstäbe auch religiöser Lehrsätze,ⁱⁱⁱ kurz: Die Dialektiker (i) praktizieren Wissenschaft und sie (ii) praktizierten Theologie als Wissenschaft. Eröffnet war damit die Installation neuer Bildungs- und Forschungseinrichtungen, die Installation von *Universitäten*. Diese sollten von nun an sukzessiv aus den ehemaligen Bischofs- und Stadtschulen hervorgehen. Zu Beginn des 13. Jh.s kam es so zu Universitätsgründungen in Paris, Bologna, Oxford, Cambridge und Montpellier, (erst) 1347 auch in Zentraleuropa (Prag), abgesehen von der Gründung des *Studium generale* der Kölner Dominikanerschule (1248).

Gegen die Aristotelisierung agieren an den Klosterschulen Anti-Dialektiker, in Berufung auf Petrus Damianis ‚Credo quia absurdum!‘, ‚Ich glaube, weil es sinnlos/unverständlich ist‘.

Die Gegenbewegung zu den Dialektikern aber – die Anti-Dialektiker – propagierte weiterhin eine Reflexions- und Bildungspraxis, in der die Vernunftwahrheit der Glaubenswahrheit untergeordnet zu sein hatte. Ihr war die aristotelische Dialektik inakzeptabel, ebenso eine Theologie, die sich an den aristotelischen Wissenschaftsmaßstab hält, Seiendes auf notwendige und allgemeine Ursachen zurückzuführen. Vor allem an den verbliebenden Klosterschulen beheimatet, agierten die Anti-Dialektiker gegen die Aristotelisierung von Philosophie, Glaubensreflexion und Bildung. Sie agierten ‚anti-scholastisch‘, also ‚gegen die Schultheologie‘ der Bischofs- und Stadtschulen und Universitäten. Herausragend hierbei Petrus Damiani (1007-1072). In Weiterführung des einst von Tertullian (ca. 160 – ca. 220)^{iv} programmatisch anberaumten, tatsächlich von ihm so aber gar nicht formulierten Grundsatzes stellte er programmatisch fest: ‚Credo quia absurdum!‘, ‚Ich glaube, weil es sinnlos/unverständlich ist‘.

Die meisten der ab dem 12. Jh. auftretenden Denker waren jedoch keiner der beiden Positionen verpflichtet, sie suchten nach deren Vermittlung. Fündig wurden sie bei Augustinus, beim „Ich glaube, um zu erkennen.“¹ Anders, als es in der dann wirkungsgeschichtlich dominierenden GRUNDSicherung bei Thomas von Aquin (1225-1274) geschehen wird, hing Anselm von Canterbury noch einer platonischen Erkenntnismetaphysik an. Er praktizierte zugleich aber eine aristotelische, axiomatisch-deduktive Wissenschaftspraxis: Nicht tatsächlich forschend, nicht entlang der logica nova, jedoch ohne Rekurs auf Autoritäten. Seine Programmatik verlangte nach einer Theologie, welche der Philosophie das Hoheitsrecht (den GeltungsGRUND) einräumt/zuerkennt, weil es an ihr vorbei keine theologische Wahrheit geben könne.

¹ „[...] ergo intellige ut credas, crede ut intelligas“ (Augustinus, Sermo XL 6, 7 und 7, 9).

2 Von Gott reden im Bann der Sprache

Zwischen dem frühen 12. und dem 14. Jh. wurden also einige bis dahin im Westen unbekannte Schriften des Aristoteles zur Logik und Wissenschaftstheorie adaptiert. Sie setzten sich sukzessiv in Geltung als *Neue Logik* (,logica nova'). Diese war besonders an der „Zweiten Analytik“ des Aristoteles ausgerichtet und löste nach und nach jene methodische und argumentationslogische Leitdisziplin ab, die im vormaligen Bildungsbetrieb der Kloster- und Bischofsschulen als ,logica vetus' installiert war. Sukzessiv wurde dem als Wissenschaft agierenden Tun nicht nur, aber auch aufgrund der durch die Aristotelesrezeption erwirkten methodischen Neuausrichtung des Bildungsbetriebs eine neue Selbstverpflichtung maßstäblich: In all ihren inhaltlichen, begrifflichen und logischen Belangen muss wissenschaftliches Tun (i) in expliziter *methodischer* Rechtfertigung ergehen und (ii) entlang der *logica nova* erfolgen. Jene, die diesen Wissenschaftsmaßstab akzeptierten, konnten einer Berufung auf die vormaligen Autoritäten, also auf religiöse und/oder biblische Erst- und Gründungsschriften, nicht mehr zustimmen. Ihnen war die Wissenschaftspraxis zur methodisch-schrittweisen (dialektischen) Entwicklung des Wahrheitswerts von Aussagen geworden. Zumindest aber waren sie angehalten, eine Aussage methodisch zu rechtfertigen, sobald ihr Wahrheitswert bezweifelt wurde. Aufgrund dieses allumfassenden Anspruchs und der Neuartigkeit der durch die ,logica nova' ergehenden Regeln stellten sich der philosophisch-theologischen und jeder wissenschaftlichen Textproduktion neue Aufgaben. Vor allem galt es, auf die Frage nach der Bedeutungs- und Verifikationsinstanz sprachlicher Ausdrücke eine neue, nicht-platonische Antwort zu geben.

Diese Frage und die einander widersprechenden Antworten auf sie sind in ihrer Gesamtheit der heutigen Philosophie- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung vertraut als *Universalienstreit*. Es war dies ein Streit, als dessen zwei Protagonisten aus dem Bereich der theologischen Wissenschaftstheorie einerseits Thomas von Aquin, andererseits Johannes Duns Scotus vorgestellt werden können. Und es war dieses ein Streit, der nicht nur zu einer Neuausrichtung des Wissenschaftsbetriebs führte, sondern vor allem ein neuartiges, ein individualistisches Verständnis des Menschseins eröffnete. Denn im Zuge des Universalienstreits wurde evident, dass der Mensch (i) ein Individuum ist, dem, so die Weiterentwicklung dieses Ansatzes bei Giovanni Pico della Mirandola, (ii) unveräußerliche und spezifische Rechte, Pflichten und Möglichkeiten zukommen. Der Mensch hat Würde. Ein neues Selbstverständnis des Menschen, erwachsen aus einem neuen Verständnis der Geltungsmaßstäbe und Wahrheitskriterien des Sprechens und Denkens. Eine umfassende Neuausrichtung, die zugleich ein neues Verständnis sowohl menschlichen Handelns – eine neue Handlungstheorie – als auch menschlichen Sollens – eine neue Ethik – mit sich führte. Ein Neues, das mit dem Alten brach und sich abzugrenzen wusste vom Vergangenen. Fürwahr: Eine neue Zeit. Die Neuzeit.

Aristotelesrezeption
(Organon): Neue
Wissenschaftspraxis

- ...
1) betreibt **methodische**
Rechtfertigung;
2) befolgt die
logica nova;
3) folgt einer
**nicht-
platonischen
Bedeutungsthe-
orie**
sprachlicher
Ausdrücke.

Im Universalienstreit
entwickelte sich die
typisch neuzeitliche
Anthropologie: Der
Mensch...

- ✓ ist ein
Individuum;
✓ hat
unveräußerliche
Rechte und
Pflichten;
✓ hat **Würde**.

3 Wissenschaft

Vor der ca. 1120 einsetzenden Rezeption von bisher unbekannten Aristotelischen logischen Schriften hielt sich die mittelalterliche Logik an einen Kanon von Regeln, der aus den lateinischen Übersetzungen der Aristotelischen „Kategorien“ und „Hermeneutik“, aus der „Einleitung in die Kategorien“ des Porphyrios und aus den logischen Traktaten des Boethius bestand. Dieser Kanon wurde dann seit dem Ende des 12. Jh. nur mehr als alte Logik („logica vetus“) bezeichnet, in Abgrenzung von der nun neu installierten neuen Logik („logica nova“).

Logica nova (Neue Logik): Das Aristotelische Organon (Schriften zur Logik und Wissenschaftstheorie):

- a) „Erste Analytik“
- b) „Zweite Analytik“
- c) „Topik“
- d) „Sophistische Widerlegungen“

Wissenschaft...

- a) gibt **Allgemein-Notwendiges** zu verstehen;
- b) führt Sachverhalte auf **allgemeine Prinzipien** zurück;
- c) kennt...
 - 1) **höchste** und **allgemeinste Beweisgründe**;
 - 2) die aus (1) **deduzierten** Gehalte.

Als diese gelten die insgesamt als „Organon“ subsumierten Aristotelischen Schriften zur Logik und Wissenschaftstheorie, also „Erste Analytik“, „Zweite Analytik“, „Topik“ und „Sophistische Widerlegungen“. Zusammen mit diesen wurden die bereits bekannten philosophischen Fundamentalschriften des Aristoteles („De anima“, „Physik“, „Nikomachische Ethik“ und „Metaphysik“) sukzessiv zu integralen Momenten der von nun an maßstäblichen wissenschaftlichen Praxis erhoben,^v hierin dann philosophie-systematisch abgelöst erst von Galileo Galilei und Rene Descartes. Wissenschaftliches Handeln besteht im Rahmen der ‚logica nova‘ nicht darin, Faktenwissen über einen bestimmten Gegenstand zu sammeln und dann über ihn Aussagen zu machen, die sich passgenau in vorgegebene Weltanschauungen oder (religiöse) Glaubensaussagen einbinden. Vielmehr ist ein Satz wissenschaftlich dann und nur dann, wenn er ein Allgemeines und Notwendiges über diesen Gegenstand zu erkennen (zu verstehen) gibt: Wissenschaft führt die sinnlich-empirischen Sachverhalte zurück auf allgemeine Prinzipien. Diese müssen ihrerseits von höherrangigen Prinzipien abgeleitet und entsprechend dieser höherrangigen Prinzipien geordnet, sie müssen letztlich also in einem einzigen allgemein(st)en Prinzip begründet sein bzw. auf dieses zurückgeführt und entsprechend seiner geordnet werden können.^{vi} Wissenschaft ist die Kenntnis dieser höchsten und allgemeinsten, der prinzipiellen Beweisgründe. Und sie ist die Kenntnis von dem, was aus diesen Beweisgründen abgeleitet werden kann.

Kann Theologie eine Wissenschaft sein?

- a) Kein (Erkenntnis-)Prinzip kann höherrangig als Gott sein.
- b) Gott selbst kann kein oberstes Prinzip sein.

In der Frage allerdings, ob Theologie überhaupt eine aristotelische Wissenschaft sein kann, schieden sich die Geister. Denn wie soll menschliches Denken Gott als ein Allgemeines und Notwendiges erkennen oder ihn als ein Allgemein-Notwendiges aus einem übergeordneten Prinzip ableiten, ihn in seinem Wesen erkennen können? Ein allgemeines Erkenntnisprinzip kann nicht höherrangiger und allgemeiner sein als Gott hochrangig und allgemein ist. Gott kann aber auch nicht selbst dieses erkannte Allgemeine, das Prinzip einer Wissenschaft sein. Denn ein solches Wissen von ihm als seinem allgemeinsten Prinzip (als seinem *ersten Subjekt*) ließe das menschliche Wissen identisch sein mit dem Gedanken/Wissen Gottes von sich selbst. Menschliches Wissen wäre göttliches Allwissen. Hier boten sich jedoch zwei Auswege an:

Thomas von Aquin: Theologie ist die höchste aristotelische Wissenschaft:

- 1) Ihr **erstes** (erstes Subjekt) wird von Gott erkannt, Theologie **offenbart**.
- 2) **Folgesätze** aus diesem Prinzip **deduziert** die Theologie.

(i) Man praktiziert Theologie zwar als (aristotelische) Wissenschaft, jedoch als besondere Wissenschaft: Die Prinzipien und das oberste Prinzip dieser Wissenschaft werden ausschließlich von Gott (und den Seligen) erkannt, während Theologen nur die Schlussfolgerungen aus diesen Prinzipien erkennen und zum Gegenstand ihrer Wissenschaft machen. Theologie erkennt dann also nicht ihre allgemeinsten Prinzipien (nicht ihr erstes Subjekts), sondern nur die Schlussfolgerungen aus diesen Prinzipien (aus dem ersten Subjekt). Diesen Weg ging Thomas von Aquin. Er praktizierte Theologie nicht als normale Wissenschaft, sondern als höchste Wissenschaft, eben als eine Wissenschaft, die von allen anderen Wissenschaften

verschieden ist, indem sie ihre obersten Prinzipien durch göttliche Offenbarung und menschlichen Glauben geschenkt bekommt, sich dann aber in ihrem weiteren Fortgang streng an die aristotelischen Wissenschaftsprinzipien und methodischen Vorgaben hält.

(ii) Oder aber man verzichtet darauf, die Theologie eine (aristotelische) Wissenschaft sein zu lassen.² In diesem Fall zielt die Theologie weder auf ein allgemeinstes Prinzip noch erhält sie dieses durch göttliche Offenbarung und menschlichen Glauben. So zB Wilhelm von Ockham. Theologie könne und solle lediglich der vom Willen – nämlich der vom Glaubenswillen – geleiteten und insofern vor-rationalen Zustimmung zum Geglaubten unterstützend zur Seite stehen. Theologie zu betreiben meint, dem Glauben zu helfen. Und dieser Glaube bedarf nicht der Zustimmung des (deduktiven) Erkennens, sondern des (liebenden) Willens.

Wilhelm von Ockham: Theologie ist keine aristotelische Wissenschaft:
1) Theologie **unterstützt** den Glaubens**willen**.
2) Der Glaube stimmt **willentlich-liebend** zu.

² Vgl. W. v. Ockham, In Sent. Prol. q.7.

4 Logica nova und universitäre Bildung

Kloster- und
Stadtschulen:
**Sieben freie
Künste** (septem
artes liberales')
a) Unterstufe:
Wortgebundene
s. 'Trivium'
1. Grammatik,
2. Rhetorik
3. Dialektik)
b) Oberstufe:
Zahlbezogenes
'Quadrivium'
4. Arithmetik,
5. Geometrie,
6. Astronomie
7. Musiktheorie.
e.

Universitäten:
Einführung von
Fakultäten:
1) **Untere
Fakultät/Artisten-
fakultät:**
Propädeutik aller
Studien
a) artes
liberales
b) Wissenschaft
smethodik
2) **Drei obere
Fakultäten:**
(1) Medizin
(2) Jurisprudenz
(3) Theologie

Lectio: Kraft der
logica vetus werden
biblische und
kirchliche Texte
erklärt.

Mit der wissenschaftstheoretischen Option der 'logica nova' gingen weitere Änderungen einher. Diese betrafen vor allem die institutionelle Neuordnung des Bildungs- und Forschungsbetriebs. An die Stelle des Bildungskanons der 'artes liberales', angesiedelt in den Kloster- und Bischofs- bzw. Stadtschulen, trat die Forschung der Universitäten. Einst, im christianisierten spätantiken bzw. frühmittelalterlichen Abendland, war wissenschaftliches Tun dem Verdacht ausgesetzt, heidnisches Tun zu sein. Daher hatte sich eine nicht nur glaubensgebundene, sondern selbstständige geistige Tradition nur langsam ausbilden können. Vorsichtig in den Klosterschulen beginnend, blieb sie jedoch stets dem Horizont christlichen Glaubens eingebettet, die Menschen zur ewig-jenseitigen, zur glückseligmachenden Schau Gottes zu führen. Dieses hatte kraft der Kirchlichkeit des christlichen Lebens zu geschehen. Der in den Klosterschulen angebotene Ausbildungsweg der freien Künste ('artes liberales') umfasste dabei als Unterstufe das (wortgebundene) 'Trivium', mithin Grammatik (das Lesen und Schreiben in lateinischer Sprache), Rhetorik (die Abfassung von Briefen, Urkunden und Verträgen) und Dialektik (die freie Rede). Sodann umfasste es als Oberstufe das (zahlbezogene) 'Quadrivium', mithin Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musiktheorie.

Im Zuge der Etablierung der 'logica nova' entstanden zu Beginn des 13. Jh.s universitäre Bildungsinstitutionen. An ihnen sollte die bisherige Bildungspraxis verabschiedet, zumindest relativiert werden. Denn universitär agierte kein (am kirchlichen Glauben ausgelegtes) Bildungs-, sondern das (an der logica nova ausgelegte) Forschungsprogramm. Nach und nach wurden in verschiedenen europäischen Städten Universitäten gegründet (s. o., 1 *Klosterschulen – Stadtschulen – Universitäten*, S. 1). Sie umfassten vier Fakultäten: Die untere Fakultät/Artistenfakultät hatte den gesamten Lehrstoff der ehemaligen 'artes liberales' zu vermitteln. Sie agierte als verpflichtend-propädeutische Basis des Studiums an den drei oberen Fakultäten, die ihrerseits hierarchisch geordnet waren, von unten nach oben in die medizinische, juristische und theologische Fakultät. Exakt-methodisch-wissenschaftliche Werke der griechischen, arabischen, syrischen und hebräischen (also heidnischen) Traditionen waren vereinzelt schon ab dem 10. Jh. übersetzt und der lateinsprachigen westlichen Welt zugänglich gemacht worden. Systematisch und umfassend aber griff diese Rezeption erst ab dem frühen 12. Jh. an den Stadt- und Bischofsschulen Raum, sodann, ab Mitte des 13. Jh.s, an den Artistenfakultäten der neuen Universitäten.

Die Regeln der *Universitäts-theologie* unterschieden sich gravierend von jenen der *Glaubensreflexion* an den mittelalterlichen Kloster- und Bischofsschulen. Denn statt die biblischen und dogmatischen Texte lediglich in einer 'lectio' darzustellen, galten im universitären Kontext die mit der 'logica nova' gesetzten Maßstäbe *lehrend-forschender* Tätigkeit. Schon im unmittelbaren Vorfeld europäischer Universitätsgründungen, in jedem Fall aber mit Anselm von Canterbury (1033-1109) und dann, universitär ausgerichtet, mit Albert dem Großen (1200-1280) und Thomas von Aquin (1225-1274), war die alte mönchstheologische 'lectio' transformiert worden zur Methode der 'quaestio'. Und sie war erweitert worden zu der dieser Methode angemessenen Unterrichts- bzw. Vorlesungsform, zur 'disputatio'.

Das gleichlautende Schema aller Quaestionen bestand im Aufwerfen einer Frage („Utrum...?“), im anschließenden Nennen der vom Autor als zustimmungsfähig („Videtur quod...!“) und der von ihm als nicht zustimmungsfähig beurteilten Ansichten hierzu („Sed contra est...!“) und schließlich in der Lösung und abschließenden Beantwortung der Frage durch den Kommentator („Respondeo...“). Diese musste dann noch gegen widersprechende Auskünfte anderer Kommentatoren verteidigt werden. Die Methode des sic-et-non, die dereinst noch, etwa von Petrus Abaelardus (1079-1142), der Interpretation der Vätersentenzen vorbehalten war, wurde so in den Quaestionen ausgeweitet zu methodisch-wissenschaftlicher Forschung. Argumentiert wurde jetzt im Verzicht auf vorausgesetzte Glaubenssätze. Die bisherige *Glaubensreflexion*, tradierte Texte der Autoritäten lediglich zu erläutern, war abgelöst von der *vernunftgeleitet-methodischen* Bewältigung von Sachproblemen. Erst dies ist im eigentlichen und auch noch heutigen Sinn *Theologie*: Ein methodisch geleitetes Verfahren, wahre Behauptungen zu generieren. In ihm unterliegt auch dasjenige dem reflektierenden (methodischen) Zweifel, was als *Glaubenswahrheit* unzweifelhaft wahr ist, zB die Existenz Gottes oder die Geistigkeit/Unsterblichkeit der menschlichen Seele.

Quaestio: Kraft logica nova werden Fragen **vernunftgeleitet bewältigt:**
 1) Aufwerfen einer Frage („Utrum...?“)
 2) Zustimmungsfähige Ansichten („Videtur quod...!“)
 3) Nicht zustimmungsfähige Ansichten („Sed contra est...!“)
 4) Lösung und abschließende Beantwortung („Respondeo...“)
Disputatio: Die Unterrichtsform der Quaestio

5 Textbeispiele

5.1 Pico della Mirandola – Menschsein ohne Gestalt

Pico della Mirandola: Oratio de hominis dignitate / Über die Würde des Menschen, S. 3-9 (1496)

[S. 3] Ich las in den Werken der Araber, ehrenwerte Väter, der Sarazene Abdala^{vii} habe auf die Frage, was es auf dieser irdischen Bühne, um einmal den Ausdruck zu benutzen, als das am meisten Bewunderungswürdige zu sehen gebe, geantwortet: nichts Wunderbareres als den Menschen. Dieser Ansicht pflichtet jenes Wort des Merkur bei: Ein großes Wunder, Asclepius, ist der Mensch.^{viii} Da ich über den Sinn dieser Aussprüche nachdachte, befriedigte mich nicht, was alles über die Vorzüglichkeit der menschlichen Natur von vielen angeführt wird: der Mensch sei Vermittler zwischen den Geschöpfen, mit den Göttern vertraut, König über die niedrigen Wesen; mit seiner Sinnesschärfe, der Forschungskraft seiner Vernunft, dem Licht seines Verstandes sei er der Deuter der Natur; er sei der Zwischenraum zwischen dauernder Ewigkeit und fließender Zeit und (wie die Perser sagen) das Bindeglied der Welt, ja mehr noch ihr Hochzeitslied, nach dem Zeugnis des David nur wenig geringer als die Engel. Diese Eigenschaften sind zwar bedeutend, aber nicht die hauptsächlichen, das heißt die mit Recht das Privileg der höchsten Bewunderung für sich beanspruchen. Warum nämlich sollten wir nicht die Engel selbst und die seligen Chöre des Himmels mehr bewundern? Endlich glaubte ich verstanden zu haben, warum der Mensch das am meisten gesegnete und daher ein jeder Bewunderung würdiges Lebewesen ist und was für eine Stellung es schließlich ist, die ihm in der Reihe des Universums zuteilgeworden ist und um die ihn nicht nur die vernunftlosen Geschöpfe, sondern die Sterne, die überweltlichen Geister gar beneiden müssen. Die Sache ist unglaublich und wunderbar. Warum auch nicht? Denn deshalb wird der Mensch zu Recht ein großes Wunder und ein in der Tat beneidenswertes Lebewesen genannt und [S. 5] auch dafür gehalten. Worum es sich bei dieser Stellung handelt, Väter, hört und schenkt mir eure Aufmerksamkeit mit geneigten Ohren, entsprechend eurer Freundlichkeit. Schon hatte Gottvater, der höchste Baumeister, dieses Haus, die Welt, die wir sehen, als erhabensten Tempel errichtet. Den Raum über den Himmeln hatte er mit Geistern geschmückt, die Sphären des Äthers mit ewigen Seelen belebt, die [...] schmutzigen Teile der unteren Welt mit [...] Lebewesen aller Art gefüllt. Aber als das Werk vollendet war, wünschte der Meister, es gäbe jemanden, der die Gesetzmäßigkeiten eines so großen Werkes genau erwäge, seine Schönheit liebe und seine Größe bewunderte. Daher dachte er, als schon viele Dinge (wie Moses und Timaios bezeugen) vollendet waren, zuletzt an die Erschaffung des Menschen. Es gab aber unter den Archetypen keinen, nach dem er einen neuen Spross bilden konnte, unter den Schätzen auch nichts, was er seinem neuen Sohn als Erbe schenken konnte, und es gab unter den Plätzen der ganzen Erde keinen, den der Betrachter des Universums einnehmen konnte. Alles war bereits voll, alles den oberen, mittleren und unteren Ordnungen zugeteilt. Aber es hätte nicht der väterlichen Allmacht entsprochen, bei der letzten Schöpfung gewissermaßen aus Erschöpfung zu versagen: es hätte nicht seiner Weisheit entsprochen, aus Ratlosigkeit in einer unumgänglichen Angelegenheit unschlüssig zu sein; nicht hätte es seiner wohlthätigen Liebe entsprochen, dass der, der die göttliche

Großzügigkeit an den anderen loben sollte, gezwungen wäre, sie in Bezug auf sich selbst zu verurteilen. Endlich beschloss der höchste Künstler, dass der, dem er nichts Eigenes geben konnte, Anteil habe an allem, was die einzelnen jeweils für sich gehabt hatten. Also war er zufrieden mit dem Menschen als einem Geschöpf von unbestimmter Gestalt, stellte ihn in die Mitte der Welt und sprach ihn so an: „Wir haben dir keinen festen Wohnsitz gegeben, Adam, kein eigenes Aussehen, noch irgendeine besondere Gabe, damit du den Wohnsitz, das Aussehen und die Gaben, die du selbst dir ausersiehst, entsprechend deinem Wunsch [S. 7] und Entschluss habest und besitzt. Die Natur der übrigen Geschöpfe ist fest bestimmt und wird innerhalb von uns vorgeschriebener Gesetze begrenzt. Du sollst dir deine ohne jede Einschränkung und Enge, nach deinem Ermessen, dem ich dich anvertraut habe, selber bestimmen. Ich habe dich in die Mitte der Welt gestellt, damit du dich von dort aus bequemer umsehen kannst, was es auf der Welt gibt. Weder haben wir dich himmlisch noch irdisch, weder sterblich noch unsterblich geschaffen, damit du wie dein eigener, in Ehre frei entscheidender, schöpferischer Bildhauer dich selbst zu der Gestalt ausformst, die du bevorzugst. Du kannst zum Niedrigen, zum Tierischen entarten; zu kannst aber auch zum Höheren, zum Göttlichen wiedergeboren werden, wenn deine Seele es beschließt.

Welch unübertreffliche Großmut Gottvaters, welch hohes und bewundernswertes Glück des Menschen! Dem gegeben ist zu haben, was er wünscht, zu sein, was er will. Die Tiere tragen gleich bei ihrer Geburt aus dem Beutel ihrer Mutter, wie Lucilius sagt, mit sich fort, was sie besitzen werden. Die höchsten Geister waren entweder von Anfang an oder bald danach, was sie bis in alle Ewigkeit sein werden. Im Menschen sind bei seiner Geburt von Gottvater vielerlei Samen und Keime für jede Lebensform angelegt; welch ein jeder hegt und pflegt, die werden heranwachsen und ihre Früchte in ihm tragen. Sind es pflanzliche, wird er zur Pflanze, sind es sinnliche, zum Tier werden. Sind es Keime der Vernunft, wird er sich zu einem himmlischen Lebewesen entwickeln, sind es geistige, wird er ein Engel sein und Gottes Sohn. Wenn er sich nun, mit keinem Los der Geschöpfe zufrieden, ins Zentrum seiner Einheit zurückgezogen hat, wird er, ein Geist mit Gott geworden, in der einsamen Dunkelheit des über allem stehenden Vaters alles überragen. [...]

[S. 9] Mahomet führte, indem er sie nachahmte, häufig das Wort im Mund, wer vom göttlichen Gebot abgewichen sei, werde zum Tier, und das mit Recht. Denn nicht die Rinde macht die Pflanze aus, sondern ihr verstandloses und nichts fühlendes Wesen, das Tier nicht das Fell, sondern die vernunftlose und sinnesabhängige Seele, den Himmel nicht die kreisrunden Körper, sondern die genaue Gesetzmäßigkeit; nicht die Trennung vom Körper, sondern das geistliche Erkenntnisvermögen macht den Engel aus. Wenn du nämlich einen Menschen siehst, der seinem Bauch ergeben auf dem Boden kriecht, dann ist das ein Strauch, den du siehst, kein Mensch; wenn einen, der blind in den nichtigen Gaukeleien der Phantasie, wie denen des Kalypso, verfangen, durch verführerische Verlockung betört und seinen Sinnen verfallen ist, so ist das ein Tier, das du siehst, kein Mensch. Wenn einen Philosophen, der in rechter Abwägung alles unterscheidet, kannst du ihn verehren: er ist ein himmlisches Lebewesen, kein irdisches. Wenn du aber einen reinen Betrachter siehst, der von seinem Körper nichts weiß, ins Innere seines Geistes zurückgezogen, so ist er kein irdisches, kein himmlisches Lebewesen; er ist ein erhabeneres, mit menschlichem Fleisch umhülltes göttliches Wesen.

5.2 Luther – Der Wille ist nicht frei

M. Luther, Der servo arbitrio / Vom geknechteten Willen S. 634,14-635,22 (1525)

Das andere Paradoxon, dass nämlich alles, was wir tun, nicht aus freiem Willen, sondern aus reiner Notwendigkeit geschieht, wollen wir kurz betrachten, um es nicht hinzunehmen, dass es als höchst schädlich bezeichnet wird. Ich sage hier folgendes: Wenn bewiesen sein wird, dass unser Heil außerhalb unserer Kräfte und Absichten steht und vom Wirken Gottes abhängt, was ich unten im Hauptteil der Abhandlung unumstößlich nachzuweisen hoffe, folgt dann nicht klar, dass — solange Gott mit seinem Werk in uns nicht zugegen ist — all unser Tun böse ist und wir notwendig Dinge tun, die zum Heil nichts nützen? Denn wenn nicht wir, sondern allein Gott das Heil in uns wirkt, tun wir, ob wir wollen oder nicht, vor seinem Wirken nichts Heilsames.

„Notwendig“ (*necessario*) sage ich, nicht „gezwungen“ (*coacte*), gemäß der sogenannten Notwendigkeit der Unveränderlichkeit, nicht des Zwanges (*necessitate immutabilitatis, non coactionis*). D. h. Wenn der Mensch den Geist Gottes nicht hat, tut er nicht etwa durch Gewalt gezwungen, gleichsam am Kragen herbeigeschleppt, gegen seinen Willen das Böse, so wie ein Dieb oder Räuber sich widerwillig zur Bestrafung führen lässt, sondern er tut es freiwillig und gern. Aber diese Willigkeit oder diesen Willen zum [bösen] Tun kann er aus eigenen Kräften nicht aufgeben, zügeln oder ändern, sondern er lässt vom Wollen und Willigsein nicht ab, auch wenn er nach außen hin mit Gewalt gezwungen wird, etwas anderes zu tun; im Inneren bleibt der Wille davon doch abgekehrt und ist zornig dem, der ihn so zwingt oder sich ihm entgegenstellt [...]

Umgekehrt: Wenn Gott in uns wirkt, will und handelt der durch den Geist Gottes verwandelte und zärtlich angefachte Wille wiederum aus reiner Lust, Neigung und Freiwilligkeit, nicht gezwungen, so dass er durch kein Hindernis umgewandelt werden, ja nicht einmal durch die Pforten der Hölle überwunden oder gezwungen werden

könnte; er bleibt genauso dabei, das Gute zu wollen, dazu willig zu sein und es zu lieben, wie er vorher das Böse gewollt, dazu Lust gehabt und es geliebt hat [...]

Kurzum: Wenn wir unter dem Gott dieser Welt sind, ohne das Werk und den Geist des wahren Gottes, werden wir gefangen gehalten, seinen [des Gottes dieser Welt] Willen zu tun, wie Paulus in seinem Brief an Timotheus sagt (2 Tim 2,26), dass wir nur das wollen können, was er will. Denn er ist jener starke bewaffnete Mann, der sein Haus so bewacht, dass alle darin in Ruhe bleiben (Lk 11,21), damit sie nicht irgendeine Regung oder Empfindung gegen ihn hervorrufen; sonst würde das Reich des Satans, in sich gespalten, nicht bestehen, dessen Bestehen Christus doch bestätigt (Lk 11,18). Und das tun wir willentlich und willig, entsprechend der Natur des Willens, der kein Wille wäre, wenn er gezwungen würde. Denn Zwang ist vielmehr (sozusagen) Nichtwille (*noluntas*). Wenn aber ein Stärkerer über ihn kommt, ihn überwindet und uns als seine Beute nimmt, sind wir dagegen durch dessen Geist Knechte und Gefangene (was jedoch königliche Freiheit ist), so dass wir das willig wollen und tun, was er will. Auf diese Weise ist der menschliche Wille mitten zwischen beide (*in medio*) gestellt, ganz wie ein Reittier, wenn Gott darauf sitzt, will er und geht, wohin Gott will, wie der Psalm sagt: „Ich bin wie ein Zugtier geworden und ich bin immer mit dir“ (Ps 73,22f.). Wenn der Satan darauf sitzt, will er und geht, wohin der Satan will. Und er hat nicht die Entscheidungsfreiheit (*in eius arbitrio*), zu einem der Reiter zu laufen oder ihn zu suchen, sondern die Reiter selbst streiten darum, ihn festzuhalten und zu besitzen.

ⁱ Als Scholastiker (,σχολαστικός‘ [,scholastikós‘]) bzw. ,scholasticus‘ (,zur Schule gehörig‘ / ,zur Schule Gehöriger‘) gilt zu dieser Zeit, wer sich – als Schüler oder Lehrer – an diese Kloster- bzw. Bischofsschulen begibt, weil er sich für die Theorie (,θεωρία‘ [,theoría‘]) Zeit nehmen kann, sich also weder Erwerbs- noch Staatsgeschäften zu widmen hat. Da alle diese ,zur Schule Gehörigen‘ gelehrsam sind, wird ,σχολαστικός‘ / ,scholasticus‘ auch i. S. von ,Gelehrter‘, ,Gebildeter‘ und ,Weiser‘ verwendet. Bedingt durch das spätestens im 12. Jh. beginnende Auseinanderfallen von Klosterschulen auf der einen Seite und Bischofs-, Dom- bzw. Stadtschulen (den späteren Universitäten) auf der anderen Seite, nannten sich die Mönche in den Klosterschulen nicht ,scholastici‘, obwohl sie im Mittelalter primäre Bildungsträger waren und sich selbst als Christliche Philosophen (,philosophi christiani‘) zu den Vertretern der ,Christlichen Philosophie‘ zählten (vgl. H. Schmidinger, Scholastik, 1332f.). Im heutigen philosophischen und theologischen Sprachgebrauch dient ,scholastisch‘ bzw. ,Scholastik‘ zur Klassifizierung des Mittelalters als einer Epoche der Wissenschaftsgeschichte, deren Einheit weniger in gemeinsamen Gehalten oder Methoden, aber auch nicht in institutionellen Verortungen bestand, als vielmehr ,in der Tendenz zur Vervwissenschaftlichung aller relevanten Weisen des Wissens“ (L. Honnefelder; H. Möhle, Scholastik, 199).

ⁱⁱ Fast alle literarisch aufwendigen (nämlich in Dialogform verfassten) exoterischen (bzw. ,enklyklichen‘ [,einem (großen) Leserkreis‘ zugedachten] Aristotelischen Schriften (vor allem also „Protreptikos“, „Über die Philosophie“, „Über die Gerechtigkeit“, „Über Dichter“) sind bereits in der Spätantike verloren gegangen. Im Rahmen der esoterischen Schriften (bzw. der ,Pragmatik‘ [,Abhandlungen‘]) hingegen wurden die Aristotelischen logisch-wissenschaftstheoretischen Schriften gut überliefert, nämlich als Instrument/Werkzeug (,Organon‘). Diese Namensgebung und Anordnung war vom Interesse des ersten Herausgebers der Aristotelischen Schriften, Andronikos von Rhodos (1. Jh. v. Chr.), geleitet. Er wollte Aristoteles als Systemdenker darstellen, der mit den propädeutischen Schriften des Organons ein systematisches Lehrbuch der Logik und der Wissenschaftstheorie zur Einleitung in die Wissenschaften und in die Philosophie vorgelegt habe, zur Einleitung also vor allem in die „Physik“, „Metaphysik“ und „Nikomachische Ethik“. Dieses logisch-wissenschaftstheoretische ,Organon‘ umfasst: „Über die Kategorien“ (,Κατηγορίαι“ [,kategoriai‘], „Categoriae“); „Über die Deutung“ (,Περὶ ἑρμηνείας“ [,peri hermeneias‘], „De interpretatione“); Erste Analytik (,Ἀναλυτικὰ πρότερα“ [,Analytika protera‘], „Analytica priora“); „Zweite Analytik“ (,Ἀναλυτικὰ ὕστερα“ [,analytika hystera‘], „Analytica posteriora“); „Topik“ (,Τόποι“ [,topoi‘], „Topica“); „Sophistische Widerlegungen“ (,Περὶ σοφιστικῶν ἐλέγχων“ [,Peri sophistikon elenchon‘], „Sophisticis elenchis“). Die esoterischen Schriften wurden zwar nicht schon unmittelbar nach dem Ableben des Aristoteles, wohl aber seit der Spätantike kontinuierlich überliefert und rezipiert: Die naturphilosophischen Schriften (bes. die „Physik“ und „De anima“), die „Metaphysik“ und die „Nikomachische Ethik“ sind im europäischen Mittelalter seit dem ersten nachchristlichen Jh. gut tradiert worden, ebenso aus dem ,Organon‘ die Schriften „Über die Kategorien“ (,Categoriae“) und „Über die Deutung“ (,De interpretatione“). Die beiden letztgenannten waren Bestandteile der mittelalterlichen ,logica vetus‘. Erst aber um 1150 wurden auch die anderen vier Schriften des Organons dem europäischen Mittelalter bekannt, nämlich durch Vermittlung islamischer Gelehrter (s. u., Anm. v). Sie wurden dann zügig als Bestandteile der sogen. Neuen Logik (,logica nova‘) in den Rang obligater wissenschaftlicher bzw. wissenschaftstheoretischer Bildung erhoben. Diese Neue Logik wurde zusammen mit der Alten Logik (,logica vetus‘) auch als Antike Logik (,logica antiqua‘) bezeichnet, um sie von der nicht-aristotelisch geprägten Modernen Logik (,logica moderna‘) eines W. v. Shyreswood, Petrus Hispanus und Lambert von Auxerre abzugrenzen. Die ,logica nova‘ war wissenschaftsgeschichtlich eminent bedeutsam, vor allem im Gründungs- und Institutionalisierungsprozess der Universitäten (vgl. O. Höffe, Aristoteles, 22-42; G. Wolters, logica).

ⁱⁱⁱ Protagonist und Initiator dieses Konflikts war Berengars von Tours (um 1000-1088), indem er einer logischen Erhellung der Glaubensmysterien das Wort redete: Wenn es um die Wahrheit geht, ist die Vernunft (,ratio‘) ungleich höher als die Autorität (Bibel, kirchlich-lehramtliche Tradition). Diese programmatische Vorgabe sollte im Bereich der Sakramententheologie (bes. in der Frage der Transsubstantiation) zur Verurteilung der Thesen Berengars durch das Konzil von Rom (1050) führen.

^{iv} Als Vertreter des Montanismus blieb Tertullian der stoischen Philosophie eng verbunden. Er akzeptierte als Bestimmungsgründe theologischer Beweisführungen nur ,scriptura‘, ,natura‘ und ,disciplina‘ und vertrat im Bereich des praktischen Lebens einen

Rigorismus (zB in der Frage der Bußdisziplin).

^v Zur Kritik an der These der Abhängigkeit der abendländischen Aristoteles-Rezeption von dessen islamischer Vermittlung vgl. S. Gouguenheim, Aristoteles.

^{vi} In konsequenter Programmatik wird dieses umfassende Rechtfertigungsprinzip wissenschaftlichen Tuns formuliert vom ‚subtilen Professor‘ (‚doctor subtilis‘) Johannes Duns Scotus; vgl. J.D. Scotus, Prim. I 2, S. 3).

^{vii} Anmerkung C. T.: Für die Renaissance typisch ist es, historische Kulturmanifestationen nicht als einander unüberwindliche Abgrenzungen, sondern als integrationsfähige Bezugsgrößen zu rezipieren. Entsprechend bezieht sich Pico auch auf Menschenbilder, denen er im Studium griechisch antiker (bes. hermetischer), aber auch orientalisch-arabischer Schriften begegnet ist. Von diesen erwähnt er einen uns heute unbekannten Abdala Saracenus (Protagonist dann in einigen historischen Romanen des US-amerikanischen Schriftstellers Robert Shea, 1933-1994), aus jenen erwähnt er die griechische Gottheit Merkur. Als ‚Hermetik‘ werden religiöse antike Geheim-/Offenbarungslehren bezeichnet, in Bezug auf Hermes Trismegistos (‚dreifach größter Hermes‘) als dem im ägyptisch-hellenistischen Synkretismus des griechischen Gottes Hermes und des ägyptischen Gottes Thot, der auch als Gründer der Alchemie gilt.

^{viii} Anmerkung C. T.: Dieses kontrastiert dem Chor in der „Antigone“ des Sophokles: „Ungeheuer ist viel und nichts ungeheurer als der Mensch“ (Sophokles, Antigone, 18).